

Dr. Mitchell Grell, Reformationsbeauftragter der Nordkirche für Mecklenburg und Pommern | Lindenstraße 21, 19406 Hohen Pritz OT Kukuk.

Septuagesimae, 1. Februar 2015

Text: Matthäus 20, 1 – 16a

Jesus sprach: Das Himmelreich gleicht einem Hausherrn, der früh am Morgen ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg einzustellen. Und als er mit den Arbeitern einig wurde über einen Silbergroschen als Tageslohn, sandte er sie in seinen Weinberg. Und er ging aus um die dritte Stunde und sah andere müßig auf dem Markt stehen und sprach zu ihnen: „Geht ihr auch hin in den Weinberg; ich will Euch geben, was recht ist“. Und sie gingen hin. Abermals ging er aus um die sechste und um die neunte Stunde und tat dasselbe. Um die elfte Stunde aber ging er aus und fand andere und sprach zu ihnen: „Was steht ihr den ganzen Tag müßig da?“ Sie sprachen zu ihm: „Es hat uns niemand eingestellt“. Er sprach zu ihnen: „Geht ihr auch hin in den Weinberg“.

Als es nun Abend wurde, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Verwalter: „Ruf die Arbeiter und gib ihnen den Lohn und fang an bei den letzten bis zu den ersten“. Da kamen, die um die elfte Stunde eingestellt waren, und jeder empfing seinen Silbergroschen. Als aber die ersten kamen, meinten sie, sie würden mehr empfangen; und auch sie empfingen ein jeder seinen Silbergroschen. Und als sie den empfingen, murrten sie gegen den Hausherrn und sprachen: „Diese letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, doch Du hast sie uns gleichgestellt, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben“. Er antwortete aber und sagte zu einem von ihnen: „Mein Freund, ich tu Dir nicht Unrecht. Bist Du nicht mit mir einig geworden über einen Silbergroschen? Nimm, das Dein ist, und geh! Ich will aber diesem letzten dasselbe geben wie Dir. Oder habe ich nicht Macht zu tun, was ich will, mit dem, was mein ist? Siehst Du scheel drein, weil ich so gütig bin?“ So werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein.

Form, Text im Gesamtgefüge des Matthäusevangeliums, wichtige Einzelheiten

Das „Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg“ gehört zum Sondergut des Matthäus. Kein ernstzunehmender Exeget zweifelt heute daran, dass es von Jesus selbst stammt. Die Schlußfolgerung in Vers 16 ist sowohl bei Markus als auch bei Matthäus im Zusammenhang mit der Frage nach dem „Lohn der Nachfolge“ zu finden (vgl. Mk. 10, 31; Mt. 19, 30), wenn Matthäus sie hier an dieser Stelle wiederholt, will er offenbar eine Verbindung zu der vorangehenden Geschichte, in der es um diese Frage geht, herstellen. Das Gleichnis soll wohl als Erläuterung und Vertiefung der Ansicht Jesu zu dieser Thematik dienen (mehr darüber unten).

Formgeschichtlich haben wir es genauer gesagt mit einer Parabel zu tun. Die Parabel unterscheidet sich nach Bultmann (Geschichte der synoptischen

Tradition, Göttingen 1995, S. 188) dadurch, dass sie „nicht zwei Sachverhalte nebeneinander stellt, sondern den als Gleichnis dienenden Sachverhalt in Erzählung umsetzt, bzw. als Bild nicht einen typischen Zustand oder typischen bzw. regelmäßigen Vorgang, sondern einen interessierenden Einzelfall bringt“. Der Einzelfall, der erzählerisch geschildert wird, ist auffällig, provoziert den Hörer, wirkt bewusst anstößig (ähnlich wie das Gleichnis vom „verlorenen Sohn“), will auf diese Weise ein bestimmtes Verhältnis so vergegenwärtigen, dass der Hörer selbst von diesem Verhältnis in seinem eigenen Denken und Verhalten beeinflusst wird. Eingeleitet wird die Parabel von den Arbeitern im Weinberg durch eine Formel, die die kommende Gottesherrschaft ankündigt: „Das Himmelreich gleicht . . .“. Schon damit wird angezeigt, dass das Verhältnis, das in der folgenden Parabel zur Sprache kommen und den Hörer auf elementare Weise ansprechen soll, das Verhältnis zwischen Gott und dem Menschen ist. Hier geht es also ursprünglich um Theologie im eigentlichen Sinne des Wortes. Das Gewicht von dem ursprünglichen theologischen Ansatz auf einen eher anthropologischen innerweltlichen Ansatz, nämlich auf die Lohnfrage zu verlagern, ist eine Option, die der Kontext im Matthäusevangelium bietet (s. unten). Damit schwächt man aber meines Erachtens die ursprüngliche Intention des Textes, welche ist, dass der Hörer sich vor Gott bzw. in einer sehr bestimmten, von Gott selbst begründeten, allem menschlichen Tun vorausgehenden Beziehung erfährt, erheblich.

Matthäus hat diese Parabel zwischen die Perikope über die Frage nach dem „Lohn der Nachfolge“ und die dritte Leidensankündigung gesetzt. Eine sachliche Nähe der ersteren zur Parabel ist unschwer zu erkennen: Petrus: „Wir haben alles verlassen und sind Dir nachgefolgt. Was wird uns dafür gegeben?“ (19, 27) und „wir haben des Tages Last und Hitze getragen“ (20, 12). Verfolgt man bei der Predigt diese Spur, so drängt sich die Frage nach dem (Gottes-) Lohn für das getane Werk in den Vordergrund. Damit wird aus meiner Sicht ein in der Parabel enthaltener und durchaus wichtiger Nebenaspekt zur Hauptsache erhoben. Die „Hauptsache“ ist die alle menschlichen Maßstäbe umwerfende, „unverdiente“ und doch gerechte Güte Gottes, die die Parabel vor dem Hintergrund menschlichen Lohndenkens und dessen Maßstäbe als Grundlage der mit Jesus anbrechenden Gottesbeziehung erfahrbar werden soll. Zu Recht hat Günther Bornkamm konstatiert: Diese Parabel sei „die synoptische Illustration für den articulus stantis et cadentis ecclesiae, die Rechtfertigung sola gratia“ („Der Lohngedanke im Neuen Testament“, Ges. Aufsätze II, München 1963, S. 81f.). Die Tatsache, dass Matthäus die Parabel vor die dritte Leidensankündigung gesetzt und damit quasi zum Auftakt der Leidensgeschichte Jesu gemacht hat, hat Ernst Fuchs zu der Behauptung veranlasst: „Das Matthäusevangelium erreicht mit der Parabel seinen Höhepunkt“ („Das Zeitverständnis Jesu“, Ges. Aufsätze II, Tübingen 1965, S. 326). So gesehen finden wir in der Parabel bzw. an dieser Scheide ein Deutungsmuster, das uns sowohl den bisher beschriebenen Weg Jesu als auch den ihm noch bevorstehenden Weg zum Kreuz verstehen helfen will. Die

Gesetzmäßigkeiten menschlichen Lebens haben zwar ihre Berechtigung, ihre Zeit und ihre Notwendigkeit. Ihnen wohnt aber auch eine Eigenmächtigkeit inne, die auf geradezu zwangsläufige Weise Menschen mitreißt, eine Eigenmächtigkeit, die auf eine ebenso zwangsläufige, zugleich im Alltag selbstverständliche wie unerklärliche Weise Ungleichheit, Unzufriedenheit und Unfrieden hervorbringt. Inmitten dieser Gesetzmäßigkeiten menschlichen Lebens soll die unverdiente Güte Gottes aufleuchten und erfahrbar werden wie auch die Gerechtigkeit, die dieser Güte Gottes entspricht und alles andere sprengt, was im Rahmen menschlicher Möglichkeiten als gerecht gilt. Gleichzeitig wird das, was scheinbar selbstverständlich wie ein eisernes Gesetz waltet, in Frage gestellt und zwar so, dass der Hörer sich auf elementare existentielle Weise angesprochen fühlt, die Selbstevidenz des Zeugnisses Jesu erfährt und die Wahrheit dieser Parabel bejahen kann.

Wichtige Einzelheiten:

- Die Pointe der Parabel setzt ein Rechtsverhältnis voraus. Es wird nämlich vorausgesetzt, dass das, was hier geschehen ist, rechtens ist: Gleich zu Anfang einigt sich der Herr des Weinbergs mit den Tagelöhnern und zwar im gegenseitigen Einvernehmen (!) auf einen bestimmten Arbeitslohn. Dieser entspricht der Summe, die eine kleine Familie damals in Palästina an einem Tag zum Überleben bedurfte. Der so abgemachte Vertrag ist rechtsgültig.
- Die Pointe setzt aber auch die Grundregel des „do ut des“ (ich gebe, damit Du gibst, oder ich tue, damit Du tust) als eine Selbstverständlichkeit voraus, die als solche wie eine eiserne Regel im alltäglichen Umgang zu befolgen ist. An der Nichteinhaltung dieser Grundregel zündet sich (bis heute!) die Provokation der Parabel.
- Die Parabel setzt Lebensbedingungen voraus, die heute auch nicht unbekannt sind: Arbeitslosigkeit und die damit zusammenhängende Dürftigkeit (die Armut war damals groß in Palästina –solche Gelegenheitsarbeiten waren daher in den ärmeren Schichten begehrt; dass Tagelöhner den ganzen Tag müßig auf dem Marktplatz herumlungerten, gibt einen Einblick die Armut der damaligen Zeit, vgl. Joachim Jeremias, Die Gleichnisse Jesu, Göttingen 1998, S. 113), und schwere Erntearbeit in der sengenden Sonne (erinnert an 1. Mose 3, 19). Die Zeitgenossen Jesu konnten sich gleich in den hier beschriebenen Verhältnissen wiederfinden. Und wir hier und heute?
- Der „Weinberg“ konnte damals auch als Codewort wirken. Mit diesem Bild haben die Juden ihr Volk Israel identifiziert. Das Wort konnte daher - eingebettet in diese Parabel - gleich bestimmte Konnotationen auslösen. Diese werden sich wohl eher nicht bei unseren Predigthörern einstellen, und der Versuch, diese neu bei ihnen zu wecken, könnte recht gekünstelt wirken.

- Bestimmte eingebaute Elemente steigern die Spannung: a) Die fast als Vorwurf formulierte Frage: „Was steht ihr den ganzen Tag müßig da?“, nährt den beim Hörer vorausgesetzten Gedanken: „Wer zu spät kommt, ist wohl faul und hat kaum Anrecht auf einen Lohn“. Damit wird die Spannung gesteigert, und die Pointe gewinnt an Schärfe. b) Zum Schluss erhalten die Letzten als erste ihren Lohn und zwar den vollen Tageslohn – so bekommen die, die länger gearbeitet haben, diese Vorgehensweise mit. Und hiermit kann der Hörer das nachempfinden, was der Arbeiter empfunden hat, der den ganzen Tag gearbeitet hat (schließlich ist er auch die ganze Zeit in Gedanken dabei gewesen!). c) Das „Murren“ gegen den Herrn des Weingartens erinnert an das Murren der Israeliten gegen Mose bzw. gegen Jahwe während der Wüstenwanderung. Es wird in 2. Mose als Ausdruck des mangelnden Gottvertrauens und der Auflehnung gegen Gott und seinen Willen aufgefasst. Der Neid, der im Blick auf die spät Dazugekommenen entsteht, folgt wie von selbst, wenn das 1. Gebot nicht wie von selbst bzw. nicht als Reaktion auf die Güte Gottes eingehalten wird.

Die Herausforderung, die der Text der Predigerinnen/dem Prediger stellt:

Diese Parabel – gut erzählt – verfehlt bis heute nicht ihr Ziel. Sie vermag auch heute oft ohne weitere Vermittlung zu wirken, und man würde sich etwas vergeben, wenn man durch ein Zuviel an Auslegung dieser Parabel die Pointe nehmen würde. Sie soll in ihrer Unmittelbarkeit auch heute wirken und das erreichen, was Jesus mit dieser Parabel wohl erreichen wollte, nämlich dass der Hörer selber im Vollzug der Erzählung jene Güte Gottes erfährt, die alle sonst gültigen Maßstäbe des Menschen sprengt, und diese Güte Gottes wie ein Geschenk im Glauben annimmt. Ich fände es reizvoll beim Predigen jene „Technik“ anzuwenden, die Jesus selbst angewandt hat, jene „Technik der Gleichniserzählung“, die Eberhard Jüngel so beschrieben hat: „Knappheit der Erzählung, Begrenztheit der Personen- bzw. Gruppenszahl, szenische Zweiheit, Gradlinigkeit der Erzählung, knappe Zeichnung der Charaktere, sparsame Verwendung von Affekten und Motiven, sparsame Charakterisierung von Nebenpersonen, konkreter Ausdruck, reiche Verwendung der direkten Rede und des Selbstgesprächs, Wiederholung, ‚Achtergewicht‘, Gegenüberstellung von Typen. Alles ist auf die *Pointe* gezielt, die ein Urteil provozieren soll“ (Jesus und Paulus, Tübingen 1966, S. 105).

Ein Vorschlag für die konkrete Auslegung des Textes:

Ich setze voraus, dass das Ziel beim Predigen ist, die Pointe der Parabel *hier und heute* wirken zu lassen. Das bedeutet, dass so gepredigt werden soll, dass der Mensch hier und heute nicht bloß etwas über die Güte Gottes hört, sondern durch die Parabel und deren Auslegung diese Güte Gottes und sich selbst als Empfänger dieser Güte Gottes erfährt. Und wie soll das geschehen? In Anknüpfung an das Obige: Durch das schlichte Nacherzählen der Parabel bei

gleichzeitiger Aufnahme des heutigen Kontexts in die Parabel. Und damit das gelingt, muss ich die Bilder dieser Parabel erst auf mich wirken lassen. Wo treffen sie mich an? Wie lassen sie mich meine Welt und mich in dieser Welt sehen? Ändert sich durch diesen Text meine Sicht der Dinge – auch mein Selbstverständnis und mein Leben in dieser Welt (und je mehr man meint zu wissen, desto kräftiger müssen die Bilder wirken!)? Wenn diese Bilder auf mich wirken, was machen sie aus mir? Und wirken sie auf ähnliche Weise auf andere?

Ich selber sehe die Menschen meiner Zeit und meines Umfelds, wie sie wie in einem Hamsterrad leben, arbeiten und schaffen. Es geht zunächst um das nackte Überleben – wie bei den Arbeitern im Weinberg – aber gerade hier, wo Arbeit und Lebensunterhalt so dicht nebeneinander liegen, stellt sich gleich der Gedanke ans Glück ein – je härter man arbeitet, desto mehr! Und wenn wir dabei tatsächlich auch hin und wieder so etwas wie Glück erleben, nimmt man schnell auch das andere an, nämlich: „Im Schaffen und Erwerben liegt mein Heil. So komme ich zu meinem wahren Glück, so werde ich der Mensch, der ich sein möchte“. Und je mehr man sich in solche Gedanken hineinsteigert, desto schneller dreht sich das Hamsterrad, und mit jeder Drehung drillt sich die Überzeugung noch tiefer in uns ein: „Was ich tue, wird sich auszahlen“. Es ist wie eine Verheißung, die man sich selbst gibt: Alles, was ich tue, jede Beziehung, die ich habe, jeder Aufwand, den ich mir mache, wird sich, ja muss sich lohnen. Und es wird erwartet, dass man in dem Maße entlohnt wird, wie man arbeitet: je mehr ich arbeite und mich anstrengt, desto größer wird der Lohn, muss ja der Lohn sein! Erbringe ich nur eine geringe Leistung, so verdiene ich rechtermäßen auch weniger. Wer denkt ernsthaft anders? Wer erlebt es irgendwo anders? Wer würde nicht murren, wenn er so behandelt werden würde wie die, die schon frühmorgens im Weinberg gearbeitet haben?! Wegen solcher Denkprämisse und Lebenserfahrungen ist das Denken nicht selten mit Rechnen, Aus- und Abrechnen beschäftigt, und berechnend fällt der Mensch Urteile, trifft er Entscheidungen, erwartet er, was er von der Zukunft erwartet.

Ich sehe Jesus in dieser Welt, zu der ich auch gehöre, und diese Parabel macht mir bewusst, dass der ewige Gott in Jesus sich nicht nur auf Zeit und Raum eingelassen hat, sondern auch auf diese unsere Welt mit ihren Gesetzen und gesetzesmäßigen Abläufen, und diese bilden gewiss die größeren Barrieren im Vergleich zu Zeit und Raum! Zu dieser Welt, in die Jesus hineingekommen ist, gehören auch die Religionen und die Kulte, die sich den Erwartungen und Regeln ihrer Umwelt anpassen und diese auch in sich aufnehmen. Daher gehört auch das rechnerische Denken zu den Religionen und Kultgemeinschaften. Wie kann es anders sein? Wenn Leistung und Lohn eine entscheidende Rolle im Alltag des Menschen spielen, wieso soll das nicht erst recht in seiner Religion eine entscheidende Rolle spielen? Wenn das nicht der Fall wäre, hätte die jeweilige Religion nichts mit dem wirklichen Leben zu tun. Die Religion wäre nicht aktuell, wäre zu abstrakt, würde den Menschen nichts oder nur wenig was

angehen. Dementsprechend sehen die Götter der Religionen auch aus: Gott als der, der die Leistung belohnt, als der, der gibt entsprechend der Leistung, die man erbringt, der wiederum auch durch die Leistung zufrieden gestellt werden will und erst zufrieden ist, wenn genug richtig getan worden ist. Und wer mehr auf seinem Acker rackert, erwartet dann auch mehr von seinem Gott – so wie man das eben im Alltag kennt. Wer heilig genug lebt, kann später selig oder gar heilig gesprochen werden! Wer sein Leben für die Sache seines Gottes hingibt, geht ein zu den 72 Jungfrauen! Und wenn alle auf einmal die vorgeschriebenen Regeln einhalten werden, kommt der Heilsbringer, der Messias mit seinem Friedensreich! Kurzum: Was im Alltag wie selbstverständlich geschieht, kommt auch im Kult zum Ausdruck und zwar in religiös übersteigerter Form.

Und dann sehe ich den Herrn des Weinbergs am Abend, und ich sehe, wie er diese Menschen, die so sehr an sich und ihr Handeln glauben und damit auch alles Wichtige und Entscheidende im Leben erwarten, ent-täuscht (unter diesen Menschen bin auch ich). Je mehr ihr Leben sich um Arbeit – Verdienst – Lohn kreist, desto mehr wird ihr Leben durch diese Parabel aus der Bahn geworfen. Je härter sie für „Gott“ arbeiten und nach den Regeln ihres Gottes handeln, desto schockierter werden sie sein, wenn der Gott, den Jesus in diese Welt bringt, sich nicht an die Spielregeln hält. Je größer sie ihre Hoffnung auf die entsprechende Belohnung für ihr Tun setzen, desto größer wird ihre Abwehr gegen die Wirkung dieser Parabel sein (vgl. Luthers Auslegung von Gal. 3, 19 in seinem Galaterbriefkommentar von 1535/38). Aber indem Gott sie enttäuscht, fängt er an, sie aus ihrem Hamsterrad zu befreien: Aus ihrem Rackern beim gleichzeitigen Rechnen, aus dem unaufhörlichen Streben nach Glück und Sinn und Erfüllung und gleichzeitig aus ihrem nie gestillten Hunger nach Glück und Sinn und Erfüllung. Er wirft ihre Selbstverständlichkeiten über Bord, zeigt, dass sie vor Gott alles andere als selbstverständlich sind, schenkt ihnen, was er ihnen in grauer Vorzeit verheißen hat (ihnen selbst so lange her, dass es ihnen gar nicht mehr bewusst ist), nämlich das Leben. Er schenkt ihnen das, wessen sie bedürfen, und nicht das, was sie meinen, verdienen zu müssen, und er erweist sich in alledem als ihren Schöpfer, als den Gott, den sie fürchten müssen aber dem sie gleichzeitig auch vertrauen wollen.

Und das tut er alles nicht mit Gewalt, sondern durch ein Gleichnis und durch den, der dieses Gleichnis erzählt. Er wirbt um sie und zwar so, dass es die Herzen erreicht und von Herzen geglaubt wird. Und inmitten einer Welt voller Götter, die sich nach den Religionen und damit nach Erwartungen und Berechnungen der jeweiligen Zeit und des jeweiligen Ortes gestalten, erweist er sich eben als Gott, als der „ganz andere“, als der Gott, der den Menschen liebt und im Vollzug seiner Liebe auch lebt und liebend und geliebt als der lebendige Gott erfahren wird. Wo ist jetzt jener Gott der Werkheiligen, der angeblich wie ein Erbsenzähler alles aufrechnet, was man tut und nicht tut, und am Ende Bilanz zieht und entsprechend belohnt oder bestraft? Wo ist jener Gott bürgerlicher Provenienz, der dazu da ist, um die Wünsche zu erfüllen und die

Gefälligkeiten zu tun, die man meint, für sich beanspruchen zu können? Wo ist auch jener Gott des Zweiflers, mit dem man angesichts des Unrechts und Leidens dieser Welt nicht rechnen kann? Der Gott, der nicht belohnt und bestraft, wie er es tun müsste? Da hätte Jesus diese Parabel ganz anders erzählt, wenn er einen dieser Götter verkündigen wollte. Da hätte der Herr des Weinbergs alle gemäß ihrer Leistung ausgezahlt, so wie man das im Alltag tut – nur von solch einer Parabel würde heute kein Mensch mehr reden, auch wenn man heute allerorts auf den Kanzeln sehr gerne von solch einem „Gott“ redet. Solch ein „Gott“ verschwindet wie nie da gewesen, wenn die Parabel von den Arbeitern im Weinberg gehört wird, und der lebendige Gott zeigt sich in seiner Freiheit, in der Freiheit seiner Gnade, die dem Menschen inmitten seines Tuns und Lassens, Habens und Nichthabens schenkt, wessen er gerade bedarf – heute so und morgen anders – immer nach dem jeweiligen Bedarf und zugleich nach seiner ursprünglichen Abmachung. Es zeigt sich der lebendige Gott in der Freiheit seiner Gnade, so dass man ihn fürchten muss und ihm vertrauen will.

Und in einem anderen Licht erscheint dann auch all mein Tun – so wichtig wie es ist, so sehr ich handeln muss und es nicht lassen kann – es entscheidet über manches, was wichtig ist, ist notwendig zum Überleben und zum Erwerb eines gewissen zeitlich begrenzten Glücks, aber nicht über das, wessen ich letztlich und in Wahrheit bedarf – das schenkt mir je und je der Gott, dem ich vertraue, und das schenkt er auch dem Menschen, der nach den geschriebenen wie ungeschriebenen Gesetzen einer leistungsorientierten Gesellschaft es nicht verdient. Ja, die, die weniger tun als andere, stehen genau so gut da, die nach menschlichem Ermessen viel tun – und ich, der ich ja manchmal nicht weiß, zu welchen dieser beiden Gruppen ich gehöre, bin darüber froh, weil es auch mich befreit von einer ungeheueren Last, der Last des gottlosen Leistungsdrucks mit seinen unzähligen Heilsversprechen. Ich staune über solche Güte!

Nun: Das, was diese Parabel an neuen Bildern in mir geschaffen hat, in Predigtform und dabei in Erzählform ähnlich der der Parabel zu fassen, ist für mich die Aufgabe. Und meine Hoffnung ist, dass die Güte Gottes von mir und den anderen im Gottesdienst erfahren wird und unser Leben neu bestimmt.

Liedvorschläge (Strophen ad libitum): „Ehre sei Dir, Christe“ (EG 75), „Wenn meine Sünd’ mich kränken“ (EG 82), „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld“ (EG 83), „Das Kreuz ist aufgerichtet“ (EG 94), „O Christe, Morgensterne“ (EG 158), „Allein zu Dir, Herr Jesu Christ“ (EG 232), „Einer ist’s, an dem wir hängen“ (EG 256), „Die Kirche steht gegründet“ (EG 264), „Nun freut Euch, lieben Christen g’mein“, (EG 341), „Es ist das Heil uns kommen her“ (EG 342 = Wochenlied), „Such, wer da will, ein ander Ziel“ (EG 346), „Ich freu mich in dem Herren“ (EG 349), „Christi Blut und Gerechtigkeit“ (EG 350), „Ist Gott für mich, so trete gleich alles hinter mich“ (EG 351), „Mir ist Erbarmung widerfahren“ (EG 355), „Es ist in keinem andern Heil“ (EG 356), „O Durchbrecher aller Bande“ (EG 388), „Herr Jesu, Gnadensonne“ (EG 404), „Halt im Gedächtnis Jesus Christ“ (EG 405),